

**leykam:** *seit 1585*

ROBERT FRÖWEIN

# Ein Leben voller Abzweigungen

Taxifahrer aus aller Welt  
über ihr Leben in Österreich

**leykam:** SACHBUCH

Copyright © Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG,  
Graz – Wien 2021

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Covergestaltung: Annalena Weber, Buchdesign, Hamburg

Coverfoto: Hintergrund: Map tiles by Stamen Design,

Auto: Designed by macrovector / Freepik

Lektorat: Sabine Schönfellner

Satz: Gerhard Gauster

Druck: Finidr, s.r.o.

Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

[www.leykamverlag.at](http://www.leykamverlag.at)

ISBN 978-3-7011-8186-5

Die Drucklegung des vorliegenden  
Bandes wurde unterstützt durch:

Gefördert von der  
Stadt Wien Kultur

 Bundesministerium  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport

 **Stadt  
Wien**

# **Inhalt**

## **Geschichten hinter Geschichten**

9

## **Corona als Dämpfer**

53

## **Gelassenheit in jeder Lage**

87

## **Familie geht vor**

129

## **Der beste Job der Welt?**

157

Namen, Herkunftsländer und einzelne Details wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte verändert.

# Geschichten hinter Geschichten

## Auge um Auge, Zahn um Zahn

4,6 Sterne Durchschnittsbewertung. Das nackte Urteil für eine ganze Zunft. Hinter dieser Zahl steckt die Existenz eines Menschen. Es ist völlig egal, wie er heißt, woher er kommt, welche Geschichte er hat. Musste er als Kind in einem Dritte-Welt-Land Hunger leiden? Wurde er im Elternhaus gezüchtigt? War die lebensbedrohliche Flucht über den Seeweg es wert? Ist Österreich wirklich das gelobte Land und Wien sein süßes Herz? Wie schwierig war es, von Null auf Deutsch zu lernen? Ist der Rassismus der Österreicher wirklich so wenig versteckt, wie oft behauptet wird? Ist die Ehefrau in einer an und für sich aufgeschlossenen Millionenmetropole wegen ihres Kopftuchs mit Alltagsproblemen konfrontiert? Und was heißt es überhaupt, eine bewegte Geschichte zu haben, die kaum jemand hören will? All diese Fragen bleiben unbeantwortet, weil sie auch kaum gestellt werden. »Die Leute sind prinzipiell schon freundlich, aber die meiste Zeit ist jeder mit seinem Smartphone

beschäftigt. Zwischenmenschlichkeit findet sehr oberflächlich statt.« Die 4,6 Sterne heißen Walid und fahren mich an einem kühlen Herbstabend von Hernals zum Wiener Ernst-Happel-Stadion. Durch die dichten Verbindungen in der Bundeshauptstadt wäre man mit den Öffis wahrscheinlich schneller, aber auch um eine Erfahrung ärmer.

Uber ist der größte Feind des Taxis und hat das Mietwagen-Geschäft weltweit revolutioniert. Man lädt die App auf sein Smartphone, gibt seine Daten und die Kreditkartennummer ein und wird zu einem vorab angegebenen Fixpreis von A nach B kutschiert. Ohne böse Überraschungen, skurrile Umwege oder plötzliche Preisexplosionen am Taxameter. Was für den Endkunden das Paradies, ist für den Fahrer oft nur Mittel zum Zweck. 35 Prozent vom Fahrpreis kassiert der Konzern ein, der Rest bleibe Walid. 15 bis 16 Fahren pro Tag habe er, betont er stolz, aber was sich nach einer paradiesischen Vollbeschäftigung anhört, ist nichts weiter als ein täuschender Trugschluss. Der Großteil der Uber-Fahrten beschränkt sich auf Kurzstrecken. Oft nicht mehr als ein oder zwei Kilometer an ein paar Blocks vorbei. Es ist doch bitterkalt, der Straßenlärm und bitte überhaupt – nach einem langen Tag ist man nun einmal müde und

kann sich so eine Fahrt mit einem »selbstständigen Unternehmer«, wie der Konzern seine Fahrer nennt, schon gönnen. Für Walid ist der Uber-Job Fluch und Segen zugleich. Einerseits ernährt er seine Familie und zahlt die Miete, andererseits reicht der Verdienst nicht aus, um ruhig zu schlafen oder sich sorgenfrei ins Wochenende zu bewegen.

Was heißt überhaupt Wochenende? Für Walid sind die beiden Tage der Ruhe und Entspannung mit Stress und Bereitschaft konnotiert. An diesen gibt es immer noch die meisten Nachtschwärmer aufzusammeln und nach Hause oder einfach ins nächste Beisl zu bringen. Den Dienstplan bekommt er von seinem Chef eine Woche im Voraus. Dienstag und Mittwoch Tagschicht, Wochenende nachts, prinzipiell kann aber immer mal jemand ausfallen und Walid muss schnell einspringen. Den Job als Uber-Fahrer hat er zu einer denkbar ungünstigen Zeit angenommen. Kurz vor Corona, als die Welt noch für ein paar Wochen ein normales Leben simulierte. Mit dem radikalen Shutdown der Bundesregierung balancierte auch Walid plötzlich auf einem schmalen Grat zwischen Unsicherheit und Nichts. »Im Prinzip gab es anfangs überhaupt keine Fahrten mehr. Als die Lokale nach ein paar Wochen wieder aufsperrten durften, setzte

große Erlösung ein. Die Leute wollten endlich wieder raus. Feiern, sich unterhalten, sich betrinken. Das war kurz eine fruchtbare Zeit.« Je länger die »neue Normalität« zur normalen Normalität wurde, umso mehr pendelte sich auch das Uber-Geschäft wieder ein. Mit seinen Schichten kommt Walid im Monat auf etwa 400 bis 500 Euro, die ihm nach Abzug seiner Fixkosten in der Tasche bleiben.

»Ich wohne mit meiner Frau und zwei kleinen Kindern auf 67 Quadratmetern in der Donaustadt und zahle dafür 750 Euro Miete im Monat. Schon dieser Fixkostenbetrag geht sich kaum aus.« Walid ist Ende 40 und ein gestandener Mann. Bestimmte Mimik, eine weiche, von harschen Bartstoppeln durchzogene Gesichtszeichnung, feurige Augen und diese markant tiefe, aber trotzdem Wärme ausstrahlende Stimme. Noch bis vor knapp einem Jahr war Walid Rettungsfahrer. Ein fixer Dienstplan, der nicht ständig alarmierte Kurzfristigkeit verlangte. Eine Nettzahlung von ungefähr 1.600 Euro monatlich ohne Zulagen. Urlaubs- und Weihnachtsgeld inklusive. Natürlich fünf Wochen bezahlter Urlaub im Jahr und das angenehme Gefühl, etwas wirklich Relevantes für die Gesellschaft zu tun. »Ich habe diesen Beruf geliebt und ihn mehr als sechs Jahre

lang ausgeübt. Aber irgendwann musste eingespart werden und schlussendlich hat es mich getroffen. Schon vor der Corona-Krise war es nicht einfach, einen guten Fahrerjob zu bekommen und meine Fixkosten verschwinden ja nicht. Ich musste schnell handeln und bei Uber gibt es immer Plätze.« Eine lange Zukunft im Unternehmen schließt Walid trotz der prekären Arbeitslage aus. Vor allem, weil man ab 2021 nach denselben Spielregeln wie die professionellen Taxiunternehmen spielen muss – es aber keine Aussicht darauf gibt, als »selbstständiger Unternehmer« eklatante Vorteile für sich herausziehen zu können.

Obwohl die Frage des Lebens und Überlebens in diesem Berufsfeld evident ist, kann Walid über all diese Diskussionen nur milde lächeln. Seine Lebensgeschichte bringt andere Probleme mit sich als ins Auto kotzende Jugendliche nach einer samstäglichen Sauf tour, unfreundliche Geschäftsleute, die ihre scheinmoralische Überlegenheit lautstark kundtun oder den latenten Alltagsrassismus, den Uber-Fahrer aus anderen Nationen nicht stoisch ertragen müssten, es aber viel zu oft resignierend tun. Vor exakt 20 Jahren flüchtete er aus seiner Heimat Afghanistan. Dort, wo knapp vier Jahre zuvor die

Taliban in die Hauptstadt Kabul einmarschierten und gemeinsam mit der Al-Qaida die Truppen des Mudschaheddin-Kämpfers Ahmad Schah Massoud befehdeten. Die Frauen standen unter Hausarrest, die Männer direkt an den verhärteten Fronten. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ein unvorstellbares, nie enden wollendes Massaker, welches die grauen Gebirgsregionen tiefrot einfärben sollte. Für Walid ist der Gedanke an die Vergangenheit und seine alte Heimat nicht mehr als eine verpuffende Sternschnuppe. Allerdings aus Selbstschutzgründen und nicht aufgrund von Vergesslichkeit. 2000 hat er sein wenig Hab und Gut in die Hand genommen und eine unvorstellbare Tour de Force gewagt, um dem drohenden Tod zu entfliehen.

»Ich bin Flüchtling. Ganz einfach. Ich weiß noch ganz genau, wie das alles passiert ist und werde diese Zeit nie vergessen.« Walid stockt der Atem, seine Stimme bricht leicht und erstmals macht sich so etwas wie aufkommende Aggressivität bemerkbar. Er fühlt sich, als müsse er sich für etwas rechtfertigen, was in bloßen Worten gar nicht erklärbar ist. »Es geht dich nichts an, was ich getan habe und wie ich flüchten musste. Das geht niemanden etwas an.« Wie schwer muss die Last

auf Seele und Herz eines Menschen drücken, der sich zum Äußersten entschließt und dabei Familie und Freunde zurücklässt? Der sich in einer derart unumkehrbaren Ausweglosigkeit befindet, in der das Verlassen der Heimat als einzige Option für eine hoffnungsvolle Zukunft bleibt? Wie fühlt sich jemand, bei dem sich das von ihm gesehene und gefühlte Grauen so immanent in seine Poren eingefressen hat, dass es ihn nach zwei ganzen Dekaden im gesegneten Herzen Mitteleuropas noch immer schaudert, wenn bloß der Name seines Geburtsstaates fällt? Und was musste er sich und anderen antun, um sich nicht nur die Freiheit, sondern auch ein Leben in Frieden erkämpfen zu können? Das Böse hat kein Gesicht – es ist für immer als unlöschbare Erinnerung verankert und lässt sich nicht vom Glanz des westlichen Sozialstaats überblenden.

Dass die neue Heimat Wien wurde, verdankt er dem Zufall. Überallhin hätte es Walid führen können, doch er ist seinem späten Lebensglück mehr als dankbar. »Egal, ob Wien, Berlin, Griechenland oder Italien – ich bin überall der Ausländer und das ist mir bewusst. Als Ausländer ohne großen Besitz hätte ich die Freiheit zu gehen, wann immer ich möchte. Aber

ich bin seit 20 Jahren in dieser Stadt und das ist kein Zufall.« Politik interessiert Walid nicht. Er hat keinen Antrag auf die österreichische Staatsbürgerschaft gestellt und ist somit nicht wahlberechtigt, auch wenn er seit zwei Dekaden ein Teil des heimischen Sozialsystems ist. Hin und wieder stolpert er bei seinen Fahrten über Wahlplakate oder Botschaften, die sich unterbewusst in sein Gehirn drängen und sich in unerwarteten Momenten ihren Weg in die Freiheit bahnen. Wenn einschlägige Parteien darüber fabulieren, welches Ghetto Wien geworden oder wie dringend es notwendig sei, dass man »Wien wieder den Wienern zurückgeben« müsse, entkommt Walid sogar ein kleines Lächeln. Es ist gleichermaßen leidvoll, sarkastisch und zynisch. Solche Botschaften wirken wie Hohn auf jemanden, der sich noch Ende des letzten Jahrhunderts bei jedem Schritt davor in Acht nehmen musste, auf keine Mine zu treten. Der von fließendem Wasser und einer täglichen warmen Mahlzeit nur träumen konnte. »Diese Stadt ist ein Segen, auch wenn ich es nicht immer leicht habe.«

Der Kontakt zu seiner Familie nach Afghanistan ist trotz allem geblieben. Eine ausweglose und unlösbare Situation, die sich nicht anders gestalten lässt.

Walid wird dadurch zwar nie die Dämonen der Vergangenheit los, hat dank der Social-Media-Plattformen und des Internets aber die Möglichkeit, die Verbindung zu seinen Wurzeln und seinen Ursprüngen nicht vollständig kappen zu müssen. Jedes Wort über seine alte Heimat ringt ihm schwere Anstrengungen ab. Walid ist per se nicht der lockere Typ »Uber-Ausländer«, den die Konsumenten zu ihrer Kurzstrecken-Belustigung gerne mit fünf Sternen bewerten. Er ist reflektiert, nachdenklich und fokussiert. Zu viel hat er in seinem immer noch jungen Leben gesehen, als dass er sich der einfachen Sorglosigkeit hingeben könnte. Das Gespräch fällt ihm nicht leicht, denn er musste sich selten verbalen Auseinandersetzungen stellen. Als er in Österreich ankam, fasste er als Küchenhilfe Fuß, machte schnellstmöglich den Führerschein und fuhr für unterschiedliche Dienstleister. Unterhaltungen mit unbekanntem und neugierigen Menschen sieht Walid nicht als Bedrohung, betrachtet sie aber mit einer gewissen Vorsicht, die ihm als imaginärer Schutzschild dient. Dieser Mann will nicht alles verbergen, mit seiner Historie aber auch nicht in die Offensive gehen.

Die Erlebnisse während seiner Uber-Tätigkeit werden eine weitere Kerbe in seine reichhaltige

Persönlichkeitsstruktur ritzen. Die Nachtschichten sind unerlässlich, nagen aber unentwegt am inneren Frieden des ruhigen Familienvaters. »Die Betrunkenen pöbeln herum, sie zanken, sie sind kurz davor sich zu übergeben und wollen dann noch wegen der Fahrtstrecke und der Kosten streiten. Es ist nicht immer einfach, Ruhe zu bewahren und manchmal muss ich mit der Polizei drohen. Ich hasse es, aber was bleibt mir übrig, wenn sich die Menschen überhaupt nicht mehr einkriegen?« Den Hedonismus der westlichen Gesellschaft sieht Walid nicht als Feind, ganz nachvollziehen kann er die alltäglichen Probleme seiner Mitfahrer aber nicht immer. Manchmal, weil sie ihm nichtig und unnötig erscheinen. Manchmal, weil es schlichtweg am Phonetischen scheitert. »Ich lebe seit 20 Jahren in Wien und habe sofort Deutsch gelernt, bin aber bis heute nicht zufrieden damit, wie ich es spreche«, zeigt er sich in einem Bereich selbstkritisch, in dem es gar nicht nötig wäre. »Ich finde nicht, dass der Kurs damals gut war und ich wurde schnell mir selbst überlassen. Was die Leute oft übersehen ist, dass man als Neuling in einem Land nicht nur die Sprache erlernen muss und alles zusammen schnell etwas viel wird.« Walid hofft darauf, bald wieder Rettungswägen durch

Wien zu lenken und somit auch Menschenleben retten zu können. Bis es so weit ist, ist er aber nur ein nachnamenloses Gesicht mit einer einfachen Sterne-Bewertung, für das es in neun von zehn Fällen kein Trinkgeld gibt. 4,6 – der Zahlencode eines bewegten Lebens.